

Die Macht der Natur - Gedanken eines Städters

Autor(en): **F.R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bauen, Wohnen, Leben**

Band (Jahr): - **(1953)**

Heft 11

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-651009>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



ZEITSCHRIFT FÜR GUTES BAUEN, SCHÖNES WOHNEN UND GESUNDES LEBEN FRÜHLING 1953

NUMMER 11

Redaktion: Hans Ott, Zürich Verlag: Cicero-Verlag, Zürich Druck: Genossenschaftsdruckerei Zürich

Die Macht der Natur – Gedanken eines Städters

Der Mensch konnte sich nur dadurch aus primitiven Urzuständen zu seiner heutigen kulturellen Höhe erheben, daß er Macht erwarb über die Tiere, über die Schätze der Natur und über ihre Kräfte. So ist er Viehzüchter geworden, so wurde er Ackerbauer, so schuf er seine Maschinen und seine riesigen Städte, so überwand er Raum und Zeit und legte Verbindungen zu allen Teilen der Erde.

Eines aber konnte er nicht und eines wird er nie können: der Natur enttrinnen. Er hat sich aus ihrem abhängigen Sklaven zu ihrem Herrn emporgearbeitet, aber er ist im Prinzip geblieben, was er in Urzeiten war: einer, der im weitesten Sinne des Wortes von der Natur lebt.

Diese unentrinnbare Naturverbundenheit ist etwas, was dem modernen Kulturmenschen selten voll und ganz zu Bewußtsein kommt. Er nimmt das, was er hat und genießt, was er gebraucht und anwendet, nicht unmittelbar aus der Natur, aus der es kommt, sondern aus den Händen der menschlichen Gesellschaft. Darum denkt er dabei an sie und nicht an die Natur. Bei den Nahrungsmitteln, die wir bei den Händlern der Städte erstehen, denken wir wohl noch manchmal an ihren Ursprungsort. Beim Brot an die Getreidefelder, beim Fleisch an die Viehweiden, beim Obst an die Gärten usw. Wer aber denkt bei Bett, Tisch und Stuhl an den Wald, in dem das Holz wuchs, aus dem diese Dinge hergestellt wurden? Wer sieht hinter dem Kupferkessel den aufgerissenen Leib der Erde, aus dem das Metall geborgen wurde? Wer hat in seinem Denken einen Zusammenhang zwischen dem Anzug, den er kauft, und der Baum- und Wollpflanze oder den Schaffherden ferner Landstriche, wer stellt sich, wenn er einen Pelz kauft, etwas von dem Leben des Tieres vor, dem er vom Leib gezogen wurde, und wer denkt bei der Lektüre seiner täglichen Zeitung daran, daß sie, die jetzt die Lettern eines Leitartikels tragen muß, einmal Teil eines Baumes mit rauschender Laubkrone war, in deren Zweigen die Singvögel jubilierten?

Der Mensch und die menschliche Gesellschaft sind aber überhaupt so sehr zum Bewußtseinsinhalt des modernen Kulturmenschen geworden, daß daneben auch für nicht rein materielle Zusammenhänge zwischen Mensch und Natur wenig übrig bleibt. Dichtung, Kunst und Wissenschaft haben den Prozeß der geistigen Naturentfremdung noch nach

Kräften gefördert, indem sie zum Gegenstand ihrer Betrachtung und Darstellung immer wieder den Menschen und seine Beziehungen zu andern Menschen, zur menschlichen Gesellschaft machten. Und diese Naturentfremdung steigert sich bei einer gewissen geistigen Ueberbildung geradezu zur Verachtung der Natur. Der Begriff Natur ist dann gleichbedeutend mit roher Urkraft, minderwertiger Primitivität, über die man sich mit seinem differenzierten Denkkapital erheben fühlt.

Ausgezeichnet finden wir übrigens dieses spezifisch großstädtische Verhältnis zur Natur bei Fontane formuliert, der ja selbst der erste bewußte Großstädter der deutschen Literatur war. Er sagte: «Was einzig und allein dauernd dem Menschen genügt, ist nur immer wieder der Mensch. Nichts ermüdet schneller als die sogenannte schöne Natur. Die Guckkastenbilder müssen ihre Zauber wechseln, wenn man sie überhaupt ertragen soll.»

Fontane schrieb diese Sätze als junger Mensch in den fünfziger Jahren des verflorbenen Jahrhunderts. Und sein Verhältnis zur Natur ist das Verhältnis aller jener handfesten Realisten geworden, die in den folgenden Jahrzehnten mit fieberhaftem Hochdruck daran arbeiteten, die Wunderwerke der technischen Kultur zu schaffen, die uns heute umgeben. Daneben träumten freilich viele andere ruhig den Traum der Romantik weiter. Sie kehrten dem immer mehr wachsenden Lärm des Tages bewußt den Rücken und fanden, etwa mit Eichendorff, in der Natur jene poetische Stimmung, die ihr Dasein idyllisch vergoldete. Aber die Dampfsirenen der neuen Fabrikkolosse, die schrillen Pfeiffe der Lokomotiven und das unruhige Geknatter der Bewegungsmotoren rissen bald auch den weltentricktesten Träumer aus seiner Idylle heraus. Und ehe er sich's versah, wurde er hineingewirbelt in das nervös hastende Treiben einer neuen Zeit, die ihre besten Kräfte auf die Vervollkommenheit der technischen Hilfsmittel zur Erzeugung und Beförderung immer neuer materieller Werte konzentrierte.

Obwohl nun das Zeitalter der Technik, die gegenwärtig jüngste Etappe auf dem Wege des kulturellen Aufstieges der Menschheit, vor kaum mehr als hundert Jahren fühlbar einsetzte, macht sich immer stärker eine Bewegung bemerkbar, die nicht anders als eine Flucht vor den verheerenden Wirkungen dieses Zeitalters auf Leib und Seele der

Zeitgenossen gedeutet werden kann, als eine Flucht aus dem überhitzten Treibhaus der Kultur in die Natur. Sie nahm bezeichnenderweise ihren Ausgang von den Hochburgen der Technik, den Großstädten. Aus dieser Bewegung will ich die drei wichtigsten Gruppen ins Auge fassen.

Ihr strömen die Menschen zu, die in der Natur nicht nur die Quelle für Kraft und Stoff sehen. Diese Menschen brauchen die blumendurchwirkte Bergwelt, den Käfer und den Falter, die Schlange und die Eidechse, den Drosselschlag

und den Eulenschrei, den kreisenden Raubvogel am Himmel und das fröhliche Wassergeflügel, den rieselnden Bach und das unheimliche Moor, die gewaltige Wetterfichte auf steiniger Höhe und die knorrige Eiche am Wegrand. Sie brauchen die Natur, weil sie nach der zermürbenden Arbeit einer Woche alles Ermattende von ihnen nimmt und Herz, Sinn und Seele zu neuem Tun stärkt.

Das tiefste, oft gar nicht bewußte, sondern nur instinkthafte gefühlte Motiv, das zur Scholle treibt, ist die Sehnsucht nach schöpferischem Tun, die Sehnsucht, wenigstens in einem Bezirk des Daseins ein Eigner zu sein. Sehen, wie ein individuelles Tun und Wirken selbstgestellte Ziele erreicht, selbstgewählte Erfolge erzwingt, sehen, wie die Hand, die den Samen in die Erde streut, den Schößling hegt und betreut, die Frucht empfängt, eingreifen können mit ordnender, zwingender, kindiger Hand in das Leben der organischen Natur, hier einer Rebe den Weg weisend, den sie in allzu eigenwilligem Entwicklungsdrang verfehlt an der Hauswand hinauf, den Fensterrahmen entlang, schattend und zierend, dort eine Vielheit von Blütenpflanzen zum farbigen Bild vereinigend – das ist's, was viele von denen wollen, die heute als Maschinen- oder Schreibtischberufstätige in der rationalisierten, mechanisierten Teilarbeit stehen.

Weniger auffällig als die Wander- und Siedlungsbewegung ist die Tierwelt doch dem, der dem geistigen Leben des Großstadtmenschen einige Aufmerksamkeit widmet, ohne weiteres an dem wachsenden Bedürfnis nach einer Literatur erkennbar, die irgendwelche Aufschlüsse über die Art und das Wesen der Tiere verspricht. Ist das nicht wie eine Flucht aus Haß und Streit der Zeit in eine andere Welt? Die Tierwelt ist zwar auch keine Welt des Friedens. Nichts törichter als der Glaube an den stillen Frieden in der Natur. Aber in der Welt des Tieres wird der Mensch für kurze Zeit frei von dem Gefühl der Schicksalsgebundenheit an die menschliche Gesellschaft, und das bedeutet seelische Entspannung. Und wer da, gut geführt, in die Tierwelt eindringt, dem mögen wohl einige auffallende Unterschiede zwischen Tier und Mensch wohltuend zum Bewußtsein kommen. Jedes Tier will sich erhalten und fortpflanzen. Darauf zielt sein ganzes Handeln. Dazu braucht es aber weder die menschliche Eigentümlichkeit noch das menschliche Macht- und Geltungsbedürfnis, die, zusammen genommen, so vieles in Fluch und Elend verkehren, was menschlicher Geist an guten und glücklichen Einrichtungen ersinnt und menschliche Geschicklichkeit ausführt.

Auf welchem Weg der Einzelne heute aber auch immer zur Natur findet, auf welche Art er auch immer die befreiende Macht der Na-

tur erlebt, er wird niemals der tätigen Welt den Rücken kehren und in selbstversunkene Schwärmerei verfallen. Und das unterscheidet seine Naturliebe wesentlich von der Naturliebe vergangener Zeiten. Zur Zeit Eichendorffs und der Romantiker liebte man die Natur mit dem Herzen, und heute liebt man sie mindestens ebenso sehr mit dem Verstand. Die neue Naturliebe entspringt dem Bewußtwerden einer höchsten Zweckmäßigkeit des Naturverbundenseins. Jetzt sehen wir die Natur mit klaren, prüfenden, forschenden Blicken an und nicht mit der verschwommenen Rührseligkeit des unklaren Schwärmers. So zeigt sich uns auch die gebietende Notwendigkeit eines weitestgehenden Naturschutzes, denn mit der gedankenlosen Raubwirtschaft, die auf der ganzen bewohnten Erde, aber insbesondere in Europa im letzten Jahrhundert getrieben wurde, kann und darf es nicht weitergehen, wenn nicht letzten Endes unsere Existenzmöglichkeiten gefährlich bedroht werden sollen. Wir wollen hier nur auf die Gefährdung des Klimas und der Anbauflächen durch die katastrophale Verringerung der Waldmassen hinweisen.

Ueber den Einfluß des Waldes auf das Klima liegen so klare und einwandfreie wissenschaftliche Arbeiten vor, daß die ausschlaggebende Bedeutung des Waldes als Feuchtigkeitsregulator außer Zweifel steht. Ueber die Wichtigkeit der Waldbestände im Umkreis der Städte haben wir in Nr. 9 ausführlich referiert. Was der Wald für Klima und Bodenkultur im aufbauenden Sinn bedeutet, hat man deutlich gesehen, als man in Steppegebieten weite Strecken aufforstete. Die Landschaft wurde durch den neu erstandenen Wald vor den verheerenden Winterstürmen geschützt, und es stellte sich Regen dort ein, wo früher der Trockenheit halber kein Ackerbau möglich war. Was aber die Waldvernichtung für die gesamte Kultur eines Landes bedeutet, können wir aus der Geschichte der Völker lernen. Ist nicht der ausgetrocknete Orient ein furchtbar einprägsames Beispiel? Mit den Wäldern verschwanden die Quellen, mit den Quellen die Flüsse. Kleinasien wurde eine Wüstenei und Griechenland ein Steinfeld.

Lehrt uns nun die Natur die Grenzen unserer Macht erkennen, so zeigt sie uns zugleich, daß wir einer höheren Ordnung der Dinge unterworfen sind als es die Organisation der menschlichen Gesellschaft ist und daß wir nicht ohne empfindliche Strafe gegen diese höhere Ordnung verstoßen dürfen. Und so vermag die Natur das größte Werk ihrer befreienden Macht zu vollbringen, indem sie uns von dem Stolz und Hochmut jener menschlichen Selbstvergötterung befreit, die uns, sehr zu unserem Nachteil, vergessen läßt, daß wir nicht Sondergeschöpfe, sondern Mitgeschöpfe alles Lebenden sind. F. R.

